

Zeitschrift: Zenit
Herausgeber: Pro Senectute Kanton Luzern
Band: - (2020)
Heft: 2

Artikel: "Ich war nicht der einsame Besserwisser"
Autor: Bossert Meier, Astrid / Uchtenhagen, Ambros
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-927232>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Ich war nicht der einsame Besserwisser»

In den 1960er-Jahren bereitete Ambros Uchtenhagen* die Sozialpsychiatrie vor, in den 1990er-Jahren half er mit, die pragmatische Schweizer Drogenpolitik zu entwickeln. Beruflich hat der Psychiater Berge versetzt. Doch er musste auch private Herausforderungen bestehen.

INTERVIEW ASTRID BOSSERT MEIER

Der Glaube versetzt Berge, heisst es in der Bibel. Kann man wirklich alles erreichen, wenn man nur daran glaubt?

Das wäre zu einfach. Doch die Überzeugung, dass man ein gesetztes Ziel erreichen kann, hilft, sich überhaupt daran zu wagen. In meinem Leben konnte ich dann «Berge versetzen», wenn ich mich der jeweiligen Herausforderung gewachsen glaubte und wenn andere ihre Unterstützung signalisierten.

Wer Berge versetzen und etwas erreichen will, muss also andere mit ins Boot holen können?

Ich war nicht der einsame Besserwisser. Ich liess mich auf Probleme ein, die auch andere erkannten. Ich verdichtete meine eigenen und fremde Erfahrungen zu einem zukunftsähnlichen Konzept, mit dem ich andere überzeugen konnte – Fachleute, Behörden, Medien. Wichtig war aber auch, bei der Umsetzung fortlaufend positive wie negative Auswirkungen zu dokumentieren und auszuwerten. So ergab sich ein Netzwerk aus Überzeugungsarbeit.

Mit Ihrer Überzeugungskraft haben Sie viel erreicht. In den 1960er-Jahren bereiteten Sie die Sozialpsychiatrie vor mit dem Ziel, Kranke klinikextern in die Gesellschaft zu integrieren. Zudem gelten Sie als ein Pionier der Schweizer Drogenpolitik, die auf Betreuung statt Strafe setzt. Damit konnten Sie zu Beginn keine Berge

versetzen. Ihre Ideen stiessen auch auf Widerstand!

Herausforderungen erlebe ich als Inspiration, als Chance, mich zu bewähren, und als Chance, Abhilfe für ein Problem zu schaffen. In der Drogenpolitik beispielsweise habe ich vielfach erfahren, dass man den Betroffenen mit einer repressiven, bestrafenden Politik vor allem schadet, dass sich ihre Situation verschlimmert und ihre Angehörigen und ihr Umfeld in Mitleidenschaft gezogen werden. Das hat meine Überzeugung gestärkt, einen neuen Weg zu suchen. Wie dieser Weg aussehen könnte, habe ich in meiner Arbeit mit psychisch Kranken gelernt. Sucht ist eine Form von psychischer Krankheit.

Warum waren Sie sicher, dass Repression in der Drogenpolitik nicht zum Ziel führt, sondern Ihr Weg der richtige ist?

Ich war nicht sicher. Aber ich wusste, dass dieser Weg eine grosse Chance für viele Betroffene sein konnte. Wir bauten auf den positiven Erfahrungen mit therapeutischen Gemeinschaften für Drogenabhängige auf, aber auch auf den Vorteilen der methadongestützten Therapie, welche zu weniger Rückfällen führte als eine reine Abstinenzbehandlung. Das ermöglichte den Betroffenen eine Neuorientierung der Lebensführung, vielfach die Überwindung der Sucht.

Auch Ihr privates Leben als Ehemann von Lilian Uchtenhagen, die als erste Frau für den Bundesrat kandidiert hat und gescheitert ist, war geprägt von Herausforderungen, Druck und Belastung. Wie sind Sie damit umgegangen?

Im privaten Bereich galt es, immer wieder die Basis für unser gemeinsames Leben zu finden. Voraussetzung dafür war ein Zusammengehörigkeitsgefühl, das stärker blieb als das, was uns die unterschiedlichen beruflichen Heraus-

* Ambros Uchtenhagen (92) ist emeritierter Professor für Sozialpsychiatrie und gilt als ein Wegbereiter des Vier-Säulen-Drogenmodells des Bundes mit Prävention, Therapie, Schadensminderung und Repression. Er war verheiratet mit der 2016 verstorbenen Lilian Uchtenhagen, welche 1983 beinahe zur ersten Bundesrätin gewählt wurde. Das Paar hatte drei Adoptivkinder.



C

Ambros Uchtenhagen in seinem Atelier, wo er sich seit seiner Emeritierung der Kunst widmet.

forderungen und persönlichen Entwicklungsschritte an Problemen bereiteten. Eine wichtige Rolle spielten die Familie, gemeinsame Aktivitäten. Wir hatten drei Waisenkinder adoptiert. Undenkbar, sie bei uns aufzunehmen und sich wegen persönlicher Differenzen wieder von ihnen zu trennen. Mehr noch: Die drei mit ihrer wachsenden Lebensfreude waren ein Quell gemeinsamer Lebensfreude.

Was hat Ihnen in Ihrem Leben am meisten Kraft abgefördert?

Die grösste Herausforderung war stets die jeweils aktuelle. Herausforderungen anzunehmen, hat sich immer gelohnt, auch wenn es Situationen gab, in denen ich überfordert war. So kam ich an meine Grenzen, als einer unserer Buben in der Pubertät eine schwer erträgliche Entwicklung nahm. Lange quälte mich der Gedanke, wie ich ihm besser hätte helfen können.

Wie haben Sie in schweren Zeiten Kraft gefunden?

Mein Leben war und ist nur möglich dank allem, was ich

von anderen Menschen empfangen habe. Meine Eltern hatten mich trotz meines Werdegangs mit Umwegen akzeptiert in der Überzeugung, dass ich doch Erfolg haben werde. Als Werkstudent, dann als Arzt und angehender Psychiater und Psychotherapeut erfuhr ich ebenfalls Förderung, insbesondere durch zwei Professoren. Als es darum ging, eine zeitgemäss psychiatrische Versorgung zu schaffen, erhielt ich nachhaltige politische Unterstützung. All dies gab mir Kraft, meinen Weg weiterzugehen.

Heute sind Sie 92, stehen dennoch mitten im Leben. Sie mischen sich in politische Prozesse ein, malen, schreiben ... Die Coronaepidemie hat auch Ihr Leben von einem Tag auf den anderen verändert. Fühlen Sie sich als «gefährdete Person» durch die Anweisungen des Bundesrats diskriminiert oder geschützt?

Ich weiss um meine Gefährdung und lebe unter einem strengen Regime der Risikovermeidung, das ich mir auferlege. Die Anordnungen des Bundesrats gelten nicht nur dem Schutz der am meisten Gefährdeten, sondern insbesondere dem Schutz der Bevölkerung. Das ist voll zu respektieren.

Was macht die Coronakrise aus sozialpsychiatrischer Sicht mit den Menschen, insbesondere auch mit der älteren Generation?

Wie Menschen auf eine Pandemie reagieren und ihr Leben anpassen, das ist individuell sehr unterschiedlich. Der Schriftsteller und Philosoph Albert Camus hat in «La Peste» den Widerstand der Menschen gegen physische und moralische Zerstörung eindrücklich beschrieben. Das ist heute nicht anders. Aber es stehen uns mehr Möglichkeiten zur Verfügung, mit der Vereinsamung einfacher umzugehen – ich denke insbesondere an moderne Kommunikationsmittel wie Mail, Skype oder Facetime. Leider sind wie immer jene von der Krise am stärksten betroffen, die schon vorher Probleme mit ihrer sozialen Integration hatten.

Normalität kehrt so schnell nicht wieder ein. Wie wird das Coronavirus unsere Gesellschaft verändern?

Es zwingt uns, Entscheidungen zu fällen. Wir müssen abwägen zwischen optimalem Selbstschutz und einem Leben ohne grosse Einschränkungen im Kontakt zu anderen. Es zwingt unsere Gesellschaft aber auch, zwischen egoistischen Eigeninteressen und solidarischem Verhalten abzuwählen – beispielsweise gegenüber Menschen, die durch die Krisenzeit wirtschaftlich ruiniert sind. Ich weiss nicht, ob wir das schaffen. Ich hoffe es. Denn es ist die Hoffnung, die «Berge versetzt», was auch immer diese Hoffnung weckt und am Leben hält.